



DIÖZESE
INNSBRUCK

Digitales Archiv

Dichtung und Glaube

23.04.1996

Digitales Archiv

Shelf Mark: 1.3.1.50.28

CC-BY-NC-ND-Lizenz (4.0)

Creative Commons Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitung 4.0 International Lizenz

[urn:nbn:at:at-dai-31902](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:at:at-dai-31902)

Universitätspfarre St. Clemens, 23. April 1996, 20 Uhr

Dichtung und Glaube

Wenn ich einerseits an die Spannweite der Fragen denke, die sich hier auftun und andererseits mir vor Augen halte, welche Bildung man auf dem literarischen Sektor besitzen müßte, um hier mit gutem Gewissen mitreden zu können, möchte ich am liebsten aufgeben. Aber ich nehme an, daß man hier mit kleinen Gedankenbausteinen vorlieb nehmen wird, wenn man mich zur Frage Dichtung und Glaube einladet.

Unser frühverstorbenen Vater, der Germanist war, hat meiner Mutter zwar eine sehr kleine Pension, aber eine große Bibliothek hinterlassen. Und so wurde das Lesen in meinen Kinder- und Gymnasialjahren zu einer wichtigen Beschäftigung. Wie ich dann in den oberen Kursen auch zur tirolischen Literatur kam, die in der großen ja eine kleine Geige spielt, ist mir etwas aufgefallen, was mich, der ich ja von der katholischen Jugendbewegung der dreißiger Jahre und in der NS-Zeit durchaus in einer sagen wir militanten Form der Überzeugung aufwuchs, immer beschäftigt hat. Es gab zwischen vielen Literaten im Land im Gebirge und der Institution Kirche so etwas wie eine Kluft, eine Entfremdung. Mir scheint, daß sie damals aufgebrochen ist, wie die wachen Geister in Tirol gegen den versteinerten Traditionalismus des klerikalen und des politischen Tirol aufgebrochen sind. Sie trugen die Freiheit auf den Fahnen und sind zum Teil tatsächlich für Menschenrechte eingetreten: Redefreiheit, Gewissensfreiheit, Bekenntnisfreiheit, Toleranz – und sie haben mehr als einmal aus unserer heutigen Sicht das Genuin-Christliche in mancher Hinsicht glaubwürdiger vertreten als ein versteinertes Traditionalismus, der sich vom sozialen Empfinden wie vom Geist der Menschenrechte ängstlich fernhielt. Die Entfremdungen gingen weiter. Sicher hat das liberale Element auch ein stark nationales, nationalistisches und in manchen Ausläufern nationalsozialistisches mitbekommen. Aber die Entfremdung gegenüber der Kirche blieb auch bei anderen, bis herauf in unsere Tage. Und ich habe dann als Bischof versucht, den Kontakt zum Literaten, zum Dichter hin wieder zu suchen, und dies keineswegs aus Gründen irgendeiner pastoralen Taktik oder einem Bestreben zur Vereinnahmung. Ich weiß, daß die literarische Szene – nicht nur hier – eher kirchendistanziert ist. Mir ist auch bewußt, daß die Literatur sich heute – viel stärker als zu Hermann v. Gilms Zeiten – auf die Pfade der Provokation und des Gesellschaftspolitischen begibt oder daß manche Formen dichterischer Sprache dem Verständnisbemühen des geistigen Normalverbrauchers sich hie und da entziehen. Ich kann mir auch denken, wo die Vorbehalte gegenüber der Kirche auf der anderen Seite liegen, und daß diese auch nicht immer ohne Grund sind – trotzdem liegt mir etwas am Versuch der Begegnung von Glaube und Dichtung. Die beiden sind den Urzeiten der Menschheit aufeinander verwiesen – so wie Religion und Kunst im allgemeinen.

Darf ich in schlagwortartiger Weise andeuten, was ich als Glaubender beim Dichter suche?

1. Er hilft mir, die Würde des Wortes zu wahren.

Wir leben in einer Zeit der Wörterflut. Eine derartige Inflation muß Entwertung bringen. Die Wörter werden abgewetzte Alltagsmünzen, die wir ständig zahlen, herausgeben, austauschen und im Portemonnaie eines vordergründigen, stets griffbereiten Wortschatzes verwahren, ohne sie jemals anzuschauen, umzudrehen oder über sie nachzudenken. Aber wenn ich Rilke lese, oder Ingeborg Bachmann oder Hölderlin oder Christine Buchta, dann werden die Wörter wieder zu Worten, echtes Silbergeld, das man auf die Tischplatte springen lassen kann und das einen Klang von sich gibt. Da werden die Worte wieder mehr als Verständigungssignale oder Sozialisierungsausprägungen wie das Geschnatter der Graugänse bei Konrad Lorenz. Die Lautsignale werden wieder zu Fahrzeugen von Herz und Geist, von

Gefühl und Bedeutungsschwere. Ich habe mit Volksschülern der dritten Klasse einfache Gedichte von Bert Brecht im Religionsunterricht gelesen, so wie das von dem alten Mann, der im Rinnstein geht – und es war unglaublich – die Kinder haben mit ihren einfachen und unglaublich treffenden Deutungen soziales Verstehen aktualisiert, das ich mit frommen Ermahnungen nie hergebracht hätte.

Der Dichter bringt mir wieder Urworte ins Bewußtsein (die Tiefe, aus der sie entstanden sind, verrät mir ja sehr oft jedes ethymologische Lexikon) – aber mir wird beim Lesen wieder klar, daß Wasser mehr ist als H_2O und ein Wald mehr als so und so viele Festmeter Holz und ein Windhauch mehr als Sauerstoff + Stickstoff + Umweltbelastung und Sekundenmeter ... Wir haben ja, um mit Viktor Frankl zu reden, in unserer ökonomisch-technologisch-wissenschaftlich-geprägten Zeit immer so etwas wie einen Reduktionismus des Denkens und mithin auch einen der Sprache. Wir simplifizieren das Dasein auf chemische Formeln oder Kategorien der Nützlichkeit hin. Wir entwickeln eine Eloquenz der Plattheit. Darum scheint mir die Dichtung immer wieder notwendig für die Kultur des Wortes, die unverzichtbar ist, wenn man sich in den Dienst des ewigen Wortes stellen möchte.

2. Der Dichter hilft mir, den Menschen zu verstehen.

Damit ist Literatur und Dichtung weit über jenen Kreis hinaus angesprochen, der als religiöse oder christliche Literatur gilt, ja auch noch über den weiten Kreis derer, die ohne sich religiös zu deklarieren, immer noch in den Impulsen christlichen Denkens lebt – wie es etwa in der Behandlung der Schuldfrage bei Dürrenmatt geschieht. Ich meine hier unter Umständen gerade auch eine Literatur und eine Dichtung, die ein sehr überzeichnet belastetes, negatives, von Ausweglosigkeit gezeichnetes Menschenbild zeigt. (Ich habe vor vielleicht 20 Jahren an der Pädagogischen Akademie ein Hausarbeitsthema über das Menschenbild in der großen Literatur unserer Zeit in West und Ost gegeben – nach eigener Beispielswahl, und die überfleißige und äußerst interessierte Hörerin hat dann 80 Werke von Amerika bis Rußland analysiert und dann festgestellt, daß im Wohlstand ein sehr negativ akzentuiertes Menschenbild dominiert, das wertbetont – hoffnungsvolle aber in der Untergrundliteratur der atheistischen Diktaturen). Aber – gleichviel, wie die Betonung liegt – es offenbart sich der Zeit und das Leid und die Belastung einer Epoche genau so wie ihre Sehnsucht und Wertföhligkeit. Freilich kapituliere ich vor mancher Dichtung – manchmal aus Zeit und manchmal auch aus dem Unvermögen, den Verschlüsselungen zu folgen. Die Dichtung, die eben Wirklichkeit ver-dichtet, ist doch so etwas wie ein Fieberthermometer in der Gesellschaft und je qualitötsvoller sie ist, umso besser ist es zu lesen und zu deuten. Wie sehr Dichtung das Menschliche näherbringt, zeigt mir am meisten (hie und da wage ich abends vor dem Einschlafen solche Ausflüge) wenn man welt- und geschichteumspannende Dichtung liest, Dichtung der Indios und der Chinesen, Enuma-Elisch, Simplizius Simplizissimus und Trakt. Es geht doch immer um die ähnlichen Ängste und dieselbe Suche nach Lichtern.

3. Der Dichter geleitet mich so oft in das Foyer des Mysteriums.

Dichtung weckt – wie gute Musik – das Sensorium für das noch nicht Ausgesprochene, das schwebende im Hintergrund, das Unsagbare, Größere, Transzendente. Das fühle ich beim Lesen der „Krebsstation“ genau so wie im „Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch“ von Solschenizyn, wie in den Gedichten Rilkes. Vermutlich liegt in dieser – vornehmsten – Dimension der großen Dichtung wohl auch der Grund, weshalb in der stalinistischen Epoche Rußlands die Lehrstunde über den Dialektischen Materialismus die meistgeschwänzte, die aber über russische Literatur die meistbesuchte Vorlesung war, wie mir ein Student versichert hat. Und wiederum denke ich nicht nur an die religiös akzentuierte große Literatur (die reine Tendenzreimerei können wir hier weglassen), sondern auch die, die man profan nennt. Ich höre das Mysterium ja auch nicht nur aus den Werken der Kirchenmusik.

Aber „Dichtung und Glaube“ werden für mich, den Seelsorger oder Theologen, auch noch unter einem anderen Aspekt geradezu gebieterisch aufeinander verwiesen.

4. Die Dichtung hilft mir, das Wort Gottes zu verstehen.

Die Heilige Schrift ist auf weiten Strecken Dichtung, manchmal Dichtung vom Format von Weltliteratur. Das Denken des Alten Orients und der hebräischen Sprachwelt – mit beiden mußte ich mich einmal ein paar Jahre auf der Universität befassen – möchte ich grundsätzlich ein „poetisches“ nennen – und nicht ein abstrakt-exaktes wie das unserer Denkweise. Es ist emotional-ästhetisch geprägt und fast immer an das Bild gebunden. Was wir mit dürren Abstrakta beschreiben, kleidet der Altorientale in eine Geschichte, einen Mythos. Seine Lebenserfahrung faßt er nicht in einem theoretischen Resümee zusammen, sondern in einem „maschal“, einem kunstvoll geformten, plastischen Sprichwort. Das Alte Testament kennt unzählige Lieder: Erntelieder und Siegeslieder, Totenklage und Triumphgesang, Heimwehlieder und Wächterlieder. Eins der ältesten Gesänge der Menschheit ist ein Rachelied, das Lied Lamechs, das in der Menschheit in unzähligen Strophen weitergesungen wird ... Und das wunderbare Brautlied, das „Hohe Lied der Liebe“, wie es später genannt wurde, mit seiner unbefangenen Sinnlichkeit, die manchem ehrwürdigen Theologen ein Stirnrunzeln verursacht hat, dieses Brautlied heißt nicht umsonst auf hebräisch „Schir-ha schirim“, Lied der Lieder.

Was tu ich im Alten und Neuen Testament, wenn mich nicht der Dichter begleitet? Die Philologie, die hier natürlich viel Mühe macht reicht nicht. Das Lesenkönnen von zwölf Sprachen nützt nichts, wenn nicht der Sinn für dichterische Aussage da ist. Wie viele Sackgassen und Irrtümer bei der Auslegung der Schrift sind nur daher gekommen, daß man die dichterische Sprache nicht verstanden hat?

Darf ich ein paar Beispiele andeuten, in deren Deutungsauseinandersetzungen ich selbst noch einbezogen war?

Ich erinnere nur an den Schöpfungsbericht in der Genesis. Seitdem man weiß, daß dies ein Hymnus ist, der mit naturwissenschaftlichen Überlegungen gar nichts zu tun hat, sondern nur in poetischer Großartigkeit in sieben Strophen zum Ausdruck bringen will, daß diese sichtbare Welt – wie im Heidentum ringsum – nicht Gott ist, sondern daß der Ewige hinter aller Schöpfung und über aller Schöpfung steht und daß der Mensch in dieser Schöpfung zur Verantwortung gerufen ist und sie heiligen soll, wie sein Alltag durch den Wochenrhythmus geheiligt ist – seitdem weiß ich beim besten Willen nicht, wo es da Schwierigkeiten mit der Naturwissenschaft geben soll. Ebenso wenig wie mit dem Erbkönig oder dem Abendgedicht von Goethe.

Und die Darstellung über den Sündenfall – wer sie mit den Augen und dem Verstand der damaligen Dichtkunst betrachtet, der wird aus ihr nie die primitive Äpfelstehl-Geschichte machen, die man kolportiert, sondern eben begreifen, daß hier die tiefste Seite menschlicher Schuld zeitlos dargestellt ist. Der berühmte „Baum der Erkenntnis des Guten und des Bösen“ ist nur zu verstehen, wenn man aus der dichterischen Sprache des Alten Orients weiß, daß „Erkennen, was gut und böse ist“ eben Gott-sein heißt und die höchste menschliche Anmaßung darstellt. Und Tiefenpsychologen können dieser Aussage zustimmen, daß die Vergötzung des Ich der Urgrund des Bösen ist. Aber der Schlüssel dazu ist die dichterische Sprache.

Und vor vielen Jahren hat mich nur das Studium altarabischer Sprichwörter verstehen lassen, was die ominöse vielzitierte und falsch interpretierte „Rippe“ Adams bedeutet, aus der Eva geschaffen wurde. „Du bist meine Rippe“ heißt es in der Bildsprache des Alten Orients, wenn man sagen will: „Wir zwei sind ein Herz und eine Seele“ Und so wird das Traumerlebnis Adams zu einem Offenbarungstraum über die wunderbare Beziehung von Mann und Frau, auf die sich ja auch Christus beruft.

Man kann das Alte und Neue Testament nicht lesen ohne den Dichter, ohne Studium, Verstehen und Erahnen von Dichtung. Und hier liegt der letzte Grund meiner Beziehung

zwischen Dichtung und Glaube: Gott hat seine tiefsten Wahrheiten nicht den spekulativen Analytikern oder den Dekrete schreibenden Beamten oder den Verfassern wohlgeordneter Lehrbücher des Glaubens anvertraut, sondern zunächst den Dichtern, den Poeten.

Das sind die vier Gedanken, die mir zu diesem Thema „Glaube und Dichtung“ spontan eingefallen sind:

Die Dichtung hilft mir, die Würde des Wortes zu bewahren.

Die Dichtung hilft mir, den Menschen zu verstehen.

Die Dichtung geleitet mich in den Vorraum des Mysteriums.

Der Dichter hilft mir, das Wort Gottes zu verstehen.